

## Emily Martin “The Egg and the Sperm”

Zur Gemachtheit biologischer Wissensbestände über Geschlecht

JANINA KRAUSE

Einer meiner Lieblingstexte für die medizinanthropologische Lehre ist der im Jahr 1991 im Journal *Signs* erschienene Artikel „The Egg and the Sperm – How Science Constructed a Romance Based on Stereotypical Male-Female-Roles“ von Emily Martin, die als Medizinanthropologin die feministischen Anfänge der Science and Technology Studies ab den 1980er Jahren mitgeprägt hat. Dank des unpräzisen, Empirie orientierten und humorvollen Stils eignet sich Martins Artikel gut, um Studierende und Studienanfänger\*innen an die Gemachtheit biologischer Wissensbestände über Geschlecht heranzuführen.

### Emily Martins “The Egg and the Sperm”

Auf 16 Seiten beschreibt Martin die sozialen Implikationen, die medizinisch-biologische Wissensbestände über Reproduktion und insbesondere über menschliche Keimzellen strukturieren. Sie vertritt dabei folgende Auffassung: “the picture of egg and sperm drawn in popular as well as in scientific accounts of reproductive biology relies on stereotypes of our cultural definitions of male and female” (MARTIN 1991: 485). Ihre These belegt sie anhand verschiedener Quellen, die sie diskursanalytisch untersucht. Hauptsächlich handelt es sich dabei um Texte aus Lehrbüchern, die im Medizinstudium verwendet werden und um Artikel, die in (Fach-)Zeitschriften erschienen sind.

Gleich zu Anfang betont Martin ihre geschlechterpolitische Motivation. Ziel ihres Artikels ist es, “to shine a bright light on the gender stereotypes hidden within the scientific language of biology“ (486). Anhand von Beispielen aus Lehrbuchtexten, die Menstruation beschreiben, macht sie diese verborgenen Stereotype sichtbar. Ihre präzise Analyse, gespickt mit knappen, ironischen Kommentaren, enthüllt die Lächerlichkeit, aber auch den misogynen Subtext des Quel-

lenmaterials. Demzufolge dient der monatliche Zyklus dem Zweck der Eizellproduktion und gewährleistet eine passende Umgebung, um die Befruchtung und das Wachstum von Eizellen zu fördern. Solange der Zyklus aber als produktives Unternehmen in patriarchal-industrieller Terminologie erfasst wird, wird Menstruation zwangsläufig zum Scheitern dieser Produktion:

Medical texts describe menstruation as the ‘debris’ of the uterine lining, the result of necrosis, or death of tissue. The descriptions imply that a system has gone awry, making products of no use, not to specification, unsalable, wasted, scrap. (486)

Im Gegensatz dazu verweist Martin auf verschiedene Beispiele, die den **“remarkable’ process of making sperm”** (487) beschreiben. Anschließend geht sie dem Einwand nach, dass die Ovulation und nicht die Menstruation der analoge Prozess zur Spermatogenese sei und zeigt an eindrücklichen Beispielen die herabwürdigende Sprache, mithilfe derer die Ovulation beschrieben wird: “Textbook descriptions stress that all of the ovarian follicles containing ova are already present at birth. Far from being produced, as sperm are, they merely sit on the shelf, slowly degenerating and aging like overstocked inventory” (487). Letztlich kommt sie aufgrund der unzweideutigen Formulierungen zu dem Schluss, dass die als produktiv bezeichnete Spermatogenese stets einer als **“wasteful”** (488) beschriebenen **Ovulation** gegenübersteht: “It is still a mystery why so many eggs are formed only to die in the ovaries” (488), so eine ihrer zahlreichen Quellen.

Es ist einer der sympathisch provokanten Höhepunkte des Artikels, wenn Martin im Anschluss daran fragt:

The real mystery is why male's vast production of sperm is not seen as wasteful. Assuming that a man 'produces' 100 million [...] sperm per day [...]. [F]or every baby a woman produces, she wastes only around two hundred eggs. For every baby a man produces he wastes more than one trillion sperm [...]. How is it that positive images are denied to the bodies of women? (488f.)

Um diese Frage zu beantworten, analysiert sie schließlich Darstellungen von Ei- und Spermazelle und arbeitet pointiert heraus, wie diese sich an geschlechtsspezifischen Stereotypen orientieren. Das Ei wird als groß und passiv beschrieben, das sich weder bewegt noch auf Reisen geht ("move or journey"), "but passively 'is transported', 'is swept', or even 'drifts' along the fallopian tube" (489). Demgegenüber wird die Spermazelle als aktiv und energetisch charakterisiert: Sie vermag das "developmental program of the egg" zu aktivieren und mithilfe der Ejakulationskräfte in die tiefsten Winkel der Vagina vorzudringen, "into the deepest recesses of the vagina" (489). Aus der verwendeten Terminologie geht die Eizelle als "Sleeping Beauty" hervor, während das Spermium, ganz in der Tradition hegemonialer Männlichkeitskonstruktionen, erobernd seiner „Mission“ folgt (490).

Im zweiten Kapitel des Hauptteils nimmt Martin Publikationen zu damals neueren Forschungen in den Fokus, die die aktive Teilhabe der Eizelle belegen. Doch auch hier greifen die Autor\*innen auf Metaphern zurück, die soziale Geschlechterstereotype (re)aktivieren. So zeigen Studien, dass die Außenhülle der Eizelle eine aktivere Rolle beim Verschmelzen der Keimzellen spielt als bisher angenommen, indem sie die Spermazelle mithilfe bestimmter Moleküle anbindet. Dieser Vorgang wurde in den Fachzeitschriften jedoch nicht gleichberechtigt beschrieben, sondern mit Rückgriff auf eine Metapher, die eine weitere stereotype Frauenfigur – die *femme fatale* – sichtbar werden lässt. Die Eizelle erscheint dann als "aggressive sperm catcher [...] that can capture a sperm [...] and clasp it to the zonal surface" (494). Einer dieser Fachartikel räumt ein: "recent research suggests the almost heretical view that sperm and egg are mutually active partners" (ebd.). Trotzdem ist auch hier die Rede vom aggressiv-männlichen Spermium, das sich mittels einer dünnen Faser, in der Sprache des Artikels einer Harpune, mit dem Ei ver-

bindet: "from the tip of the sperm's triangular head, a long thin filament shoots out and harpoons the egg" (ebd.). **Martin fragt, wieso dieser Vorgang nicht als eine-Brücke-bauen oder als eine-Leine-auswerfen beschrieben wird** (vgl. ebd.). Offenbar führt die Gewinnung neuer experimenteller Daten nicht dazu, dass Geschlechterstereotype überdacht oder gar revidiert werden (vgl. 498).

Die besondere Problematik der von Stereotypen durchtränkten Sprache liegt Martins Auffassung nach aber nicht allein in der impliziten Geschlechterungerechtigkeit, sondern in den sozialen Konsequenzen dieser Terminologie. Metaphern in wissenschaftlichen Texten bringen, so Martin, soziale Wirklichkeit hervor. Die Übertragung von sozialen Konzepten von Geschlecht "into the 'personalities' of gametes" (500) bewirkt die Naturalisierung und Verfestigung ebendieser Stereotype.

### "The Egg and the Sperm" in der Lehre

Auch wenn sich Studienanfänger\*innen in der Regel mit englischsprachiger Literatur schwertun, eignet sich der Text aufgrund seines überschaubaren Umfangs und seiner leicht verständlichen Sprache, um Studierende an die überwiegend englischsprachige Fachliteratur heranzuführen. Bachelorstudierende sind angesichts des Textes gefordert, aber nicht zwangsläufig überfordert. Zu komplexe und umfangreiche Pflichtlektüren hingegen lösen gerade bei Studienanfänger\*innen häufig Überforderung aus und wirken demotivierend (BRAUER 2011: 19).

Martin schreibt in der Ich-Form aus ihrer Perspektive als Anthropologin: "As an anthropologist I am intrigued by the possibility that culture shapes how biological scientists describe what they discover about the natural world" (MARTIN 1991: 485). Auch Ihr Ehemann tritt in Erscheinung – als Wissenschaftler in einem biologischen Labor und als Autor einer von Martin analysierten Quelle (494). Neben diesen persönlichen Einblicken kommentiert Martin ihr Material mit Witz und Raffinesse. Durch ihren besonderen Schreibstil zeichnet sich zwischen den Zeilen eine greifbare Forscherinnenpersönlichkeit ab, die demonstriert, was ethnografisch arbeitende Disziplinen seit der Writing-Culture-Debatte fordern: ein The-

matisieren der Anthropologin als Autorin, als Konstrukteurin von *Kultur*. Martin bemüht sich gar nicht erst um den Anschein eines wissenschaftlich-neutralen Textes, der objektiv, frei von Stilmitteln und unabhängig von ihrer Autorinnenschaft ist. In diesem Kontext verstehe ich Martins Aufsatz als Gegenprogramm eines anonymen, elitären Schreibstils, der die Fachliteratur lange Zeit dominiert hat. Auch in dieser Hinsicht eignet sich ihr Text für die medizinanthropologische Lehre: als Dokument der Fachgeschichte, das die feministische Strömung der Medizinanthropologie repräsentiert, die ab den 1980er Jahren einforderte, Wissenschaft als Bestandteil von Kultur zu analysieren und nicht unhinterfragt als vordiskursiv stehen zu lassen (vgl. BECK *et al.* 2012: 14). Durch die Mühelosigkeit des gewählten Schreibstils enttarnt sie die exklusive Sprache des wissenschaftlichen Experten, auch in den Reihen der eigenen Disziplinen, als Distinktionsmittel.

Der Text lädt dazu ein, die vermeintliche Neutralität von wissenschaftlichen Texten auf verschiedenen Ebenen zu diskutieren, sowohl mit Blick auf Martins eigenen Stil, als auch mit Blick auf die Inhalte ihrer Untersuchung. Außerdem nutze ich den Text gerne, um Studierende zu befähigen, alltägliche Wissensbeständen über Geschlecht zu hinterfragen. In Feldern, in denen Studierende sich nicht dezidiert für Genderthemen interessieren, provoziert der Text erfahrungsgemäß vereinzelte Stellungnahmen zum Thema Gleichberechtigung. So wird regelmäßig von Studierenden darauf hingewiesen, dass Martins Inhalte überholt seien, da wir heute, fast dreißig Jahre nach Erscheinen des Artikels, bereits in einer gleichberechtigten Welt lebten.

Lehrende müssen weder viel Zeit noch Mühe investieren, um zeitgenössische Quellen zu finden, seien es YouTube-Clips oder Passagen aus aktuellen Lehrbüchern, die eingesetzt werden können, um zu demonstrieren, dass Martins Ergebnisse noch immer aktuell sind. Mithilfe von

solchen ergänzenden, eigenen Primärquellen können Aktivitäten durchgeführt werden, die auf der Lektüre des Textes basieren und so dessen Inhalte festigen (BRAUER 2011: 20). Studierende können angeleitet werden, die verwendete Terminologie der zeitgenössischen Quellen mit Blick auf die Darstellung von Geschlecht zu analysieren. Dies gelingt in der Regel übrigens am besten in Duos oder in Kleingruppenarbeit.

Es lässt sich außerdem fragen, welche Annahmen sich hinter der Vorstellung verbergen, die Gleichberechtigung der Geschlechter sei erreicht. So lassen sich Alltage und Wissensbestände der Studierenden selbst als Forschungsgegenstände thematisieren bzw. sich eine ethnografische Erforschung der Wissensbestände über Reproduktion im nahen Umfeld anschließen. Hier kann nahtlos eine Lehrsicherheit über Antifeminismus folgen, der sich auch mithilfe zweifelhafter biologischer Annahmen stabilisiert und die ethnologische Geschlechterforschung derzeit offen bedroht. Studierende können so motiviert werden, tagespolitische Ereignisse empirisch in den Blick zu nehmen (DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE 2019).

## Literatur

- MARTIN, EMILY 1991. The Egg and the Sperm: How Science Has Constructed a Romance Based on Stereotypical Male-Female Roles *Signs* 16,3: 485–501.
- BRAUER, MARKUS 2011. An der Hochschule lehren. *Praktische Ratschläge, Tricks und Lehrmethoden*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- BECK, STEFAN; NIEWÖHNER, JÖRG & SØRENSEN, ESTRID 2012. Einleitung. In DIES. *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*. Bielefeld: transcript: 9–48.
- DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE 2019. Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. (dgv) zur Verteidigung der Wissenschaftsfreiheit gegen rechts-extreme und autoritäre Strömungen. [https://www.d-g-v.de/wp-content/uploads/2020/02/Stellungnahme\\_dgv\\_NAESER-LATHER.pdf](https://www.d-g-v.de/wp-content/uploads/2020/02/Stellungnahme_dgv_NAESER-LATHER.pdf) [13.11.2020].

**JANINA KRAUSE** M.A. hat Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie und Ethnologie an der Georg-August-Universität in Göttingen studiert und mit einer diskursanalytischen Untersuchung über die Darstellung von Genetik in populären Medien ihr Studium abgeschlossen. Anschließend war sie am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule in Aachen tätig, wo sie sich auf das Verhältnis von Medizin und Geschlecht spezialisierte, bevor sie in ihre Heimatdisziplin an das Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Goethe-Universität in Frankfurt zurückkehrte. Dort lehrt sie und promoviert zum Doing von Autonomie im Kontext nicht-invasiver Pränataltests. Neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit unterstützt sie als Coach für Diversität in der Medizin geschlechterpolitische Einrichtungen.

e-mail: j.krause@em.uni-frankfurt.de

## Der Benjamin'sche „Chock“ in der Lehrdidaktik

EBERHARD WOLFF

Gewohnte Denk- und Argumentationsweisen gegen den Strich zu lesen kann Lehre ungemein beleben. Hierfür eignet sich ein Vorgehen, das Walter Benjamin – in anderen theoretischen Zusammenhängen – als „Chock“ bezeichnet hat. Benjamin findet den „Chock“ in der reproduzierbaren Kunst seiner Zeit im Dadaismus, Chaplins Filmen oder der Synkope des Jazz. Mit einem „Chock“ werde die Aura des Kunstwerks vernichtet. Tradierte Assoziationsabläufe würden gebrochen. Die „Chockwirkung“ werde durch „gesteigerte Geistesgegenwart“ aufgefangen.<sup>1</sup>

Ein Thema, bei dem ich den „Chock“ gerne einsetze, ist das „Self Tracking“.<sup>2</sup> Dies ist der Oberbegriff für neuere Praktiken, die physische Aktivitäten und Zustände mit am Körper tragbaren digitalen Geräten dokumentieren (durch so genannte „Wearables“ wie Armbänder, Smartphones etc.). Solche Selbstvermessungen werden häufig im Überschneidungsbereich von Sport, Gesundheit und Fitness angewandt. Ein nicht geringer Teil der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschung sieht darin – zugespitzt – Formen eines neoliberalen Fremdwangs zur Selbstoptimierung – ähnlich wie er sich im wertenden Begriff des „Fitnesswahns“ spiegelt. Im alltäglichen Diskurs wird das Zählen gerne nur als Reduktionismus verstanden. Um solche Analysen zu diskutieren, bringe ich in Lehrveranstaltungen zum Thema dann gerne meinen Lieblings-Selftracker mit, den ich vor einigen Jahren in der Kaffeekette Tchibo erstanden habe. Es handelt sich um einen „Mitzählenden Flaschenöffner“ (Abb.) mit dreistelligem digitalem Zählwerk, der bei jedem Öffnen ein „Plopp“ und nach jedem sechsten Öffnen ein „Wow“ digital erklingen lässt. Es bereitet eine besondere Freude, alle Formen Foucault'scher Bio-Macht, gouvernementaler Fremdsteuerung oder gar die Agency von Dingen im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie an diesem andernorts

auch „Beer-Tracker“ genannten Produkt unserer digitalen Leistungsgesellschaft durchzuspielen. So kann mit „gesteigerte Geistesgegenwart“ gegenüber dem Unerwarteten die vorgeprägte „Aura“ durchbrochen, und neue Wahrnehmungen und Assoziationen generiert werden: (Selbst-)Quantifizierung muss nicht zwangsweise eine kulturelle Verarmung nach sich ziehen. Sie kann auch als kreativer Akt verstanden werden. Quantifizierung kann nicht nur für Gesundheitszwecke eingesetzt werden. Man kann auch „Ungesundes“ quantifizieren. Selbstbeobachtung ist nicht zwingend verknüpft mit Fremdkontrolle. Und schließlich: Wer quantifiziert, muss sich damit nicht automatisch fremder Macht unterwerfen. Quantifizierung kann sogar subversiv eingesetzt werden.

Die Methode funktioniert auch mit anderen „Chockern“. In einem medizinhistorischen Kurs lasse ich zum Beispiel Medizinstudierende in Form eines Quiz ausgewählte und durchmischte Zitate aus zwei ärztlichen Standesordnungen zuordnen. Die eine ist über einhundert Jahre alt, die andere aktuell. Die alten und die aktuellen Zitate sind sprachlich angeglichen. Ich schaffe so produktive Verwirrung, weil es kaum herauszufinden ist, ob die dortigen Aussagen von heute stammen oder einhundert Jahre alt sind. Beruft sich nur die heutige oder bereits die alte Standesordnung auf ärztliche Ethik? Zielt auch die heutige Standesordnung noch auf den Wert der „Ehre“ ab? Wann wurde das Abwerben von Patienten und Patientinnen als nicht standesgemäß eingeschätzt? Wann wollte die Ärzteschaft Freiheit vor äußerer Kontrolle und wann forderte sie „Corpsgeist“ nach innen? Daraus ergeben sich unerwartete Beobachtungen wie diejenige, dass bereits vor einhundert Jahren das Argument ärztlicher Ethik eine standespolitische Funktion hatte; oder dass professionelles ärztliches Selbstverständnis auch heute noch mit

dem für die Studierenden oft fremden Begriff der „Standesehre“ argumentiert. Die Studierenden lernen: In der Gegenwart steckt viel Geschichte. Geschichte lässt Gegenwart besser verstehen. Nebenbei: In dem verwirrenden Quiz kann eine falsche Lösung (z. B.: Standesehre ist nur in alten Dokumenten ein Thema) durch die Studierenden auch das Produkt kluger Überlegungen sein. Auch dieser „Chock“ kann schematisches Denken überwinden, was nicht nur im Medizinstudium mit seinen oft einfachen Richtig/Falsch-Dichotomien einen subversiven Mehrwert darstellt.

„Chockierende“ Brechungen sind in sehr vielen Varianten denkbar. Man kann die zur Debatte stehenden Phänomene von den Rändern her, oder vom Gegenteil aus, denken. Auch Parodien können helfen, gewohnte Deutungssysteme unerwartet aufzubrechen und aus der Verstörung die Komplexität von Phänomenen besser zu erkennen. Ironie und ihre Verwandten können sogar grundsätzlich als „Chock“-Formen bezeichnet werden. Sogar „schlechte“ Aufsätze können in der

von uns herangezogenen Sekundärliteratur produktiv, nämlich im besten Fall verstörend und dadurch wiederum erhellend sein. Dies setzt allerdings voraus, medikalkulturelle bzw. allgemein kulturwissenschaftliche Lehre nicht als statische Wissensvermittlung, sondern als Prozess zu verstehen, der erst dann effizient ist, wenn die Inhalte gemeinsam erarbeitet werden.

### Anmerkungen

**1** WALTER BENJAMIN. Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: DASS. *Drei Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt a. M. 1977 (erste Aufl. 1963, verfasst 1935), Kap. XIV, S. 38f.

**2** vgl. EBERHARD WOLFF. Problemlagen kompetitiver Figurationen. Am Beispiel des „Mitzählenden Flaschenöffners“ (= Quellen zu Wettbewerb und Konkurrenz des DFG-Netzwerks „Wettbewerb und Konkurrenz: Zur kulturellen Logik kompetitiver Figurationen“, 1. Mai 2015). Internetpublikation. <https://www.konkurrenz.uni-freiburg.de/quellen-zu-wettbewerb-und-konkurrenz/problemlagen-kompetitiver-figurationen-am-beispiel-des-mitzaehlenden-flaschenoeffners>.

**Eberhard Wolff** ist Titularprofessor für Kulturanthropologie an der Universität Basel und Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Abteilung Populäre Kulturen der Universität Zürich. Er unterrichtet ebenso an der dortigen Medizinischen Fakultät Medizingeschichte und ist Redakteur für Kultur, Gesellschaft und Geschichte bei der Schweizerischen Ärztezeitung. Nach seiner Promotion in Empirischer Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen (1995) arbeitete er ca. 20 Jahre an verschiedenen Instituten für Medizingeschichte und kehrte dann in seine eigentliche Disziplin zurück. Er forscht über sehr unterschiedliche Themen im Bereich der Alltagskultur in Geschichte und Gegenwart.

Universität Basel, Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie  
Rheinsprung 9/11, 4051 Basel  
e-mail: eberhard.wolff@unibas.ch